

Die missionarische Verantwortung der Ortskirchen

Von Bischof Heinrich Tenhumberg, Münster *

Als zu Anfang dieses Jahres mein lieber Mitbruder Wilhelm Wissing in seiner Eigenschaft als Präsident des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung bei mir anfragte, ob ich bereit sei, heute vor dem Deutschen Katholischen Missionsrat über die missionarische Verantwortung der Ortskirchen zu sprechen, habe ich sogleich und gern zugesagt. Das geschah weniger aus der Überzeugung, daß ich zu diesem Thema etwas besonders Wichtiges und Wegweisendes beitragen könnte, als vielmehr in dem Bewußtsein, daß hier ein wesentlicher Punkt unserer gemeinsamen Verantwortung angesprochen würde, dem meine volle Aufmerksamkeit als Ortsbischof gelten müsse. Nehmen Sie daher das, was ich Ihnen aus meiner Sicht zum Thema dieser Tagung sagen kann, als eine einleitende Anregung, die in den anschließenden Arbeitskreisen und Gesprächsgruppen kritisch bedacht, ergänzt, eventuell auch korrigiert und jedenfalls weitergeführt werden will.

Lassen Sie mich beginnen mit einigen Bemerkungen zur gegenwärtigen Lage der katholischen Weltmission. Sie erscheint weithin als bedrohlich! Gemessen am Bevölkerungswachstum der Erde nimmt die Zahl der Katholiken wie der Christen insgesamt nur langsam zu, so daß sich ihr prozentualer Anteil an der Weltbevölkerung seit Jahren ständig verringert. In China und dem sowjetrussischen Einflußbereich sind direkte missionarische Unternehmungen fast unmöglich, in einigen Ländern der Dritten Welt ist die Missionsarbeit stark behindert. Wir haben es aber nicht nur mit äußeren Widerständen und Behinderungen zu tun. Der Nachwuchs an Priestern, Schwestern und Brüdern für die Weltmission läßt erschreckend nach. Die Entwicklungshilfe läuft der Weltmission als Glaubensverkündigung den Rang ab. Ja, man fragt sich, ob und welchen Sinn Mission überhaupt noch habe, seitdem sich die Erkenntnis mehr und mehr durchsetzt, daß Gottes allgemeiner Heilswille zahllose Wege wisse, Menschen zu ihrem übernatürlichen Ziel zu führen. Nicht nur die Mission selber, sondern auch die Missionstheologie ist also in eine Krise geraten. Die Überwindung der Kolonialherrschaft, verbunden mit dem Aufkommen eines starken Nationalbewußtseins in den Völkern, die erst seit kurzem die politische Unabhängigkeit erlangt haben, stellt die Mission ebenfalls vor zahlreiche neue Probleme. Dazu gehört u. a. die Besinnung der jungen Völker auf ihr eigenes kulturelles und religiöses Erbe. Das macht sie nicht gerade geneigt, sich mit den erwünschten Erfindungen westlicher Technik auch die als westlich angesehene Religion des Christentums anzueignen. Die Suche nach der eigenen Identität

* Das Referat wurde auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 24. 6. 1971 in Würzburg gehalten.

läßt sie daher eher zurückhaltend sein, zumal der weiße Mann seinem Christennamen durchaus nicht immer Ehre gemacht und seinen Glauben oft nicht überzeugend als eine befreiende, heilende und humanisierende Macht vorgelebt hat.

Mit dem Blick auf die politische und kulturelle Emanzipation der Völker und die dadurch entstandenen Schwierigkeiten wird man aber nicht in gleicher Weise wie angesichts der äußeren Behinderungen im Herrschaftsbereich des Marxismus von einer katastrophalen, sondern eher von einer kritischen Situation sprechen. Eine Krise enthält neben Gefährdungen immer auch zukunftssträchtige Chancen. Der Anschluß der unterentwickelten Völker an den wissenschaftlich-technischen Standard der Industrienationen, die Gewinnung politischer Selbstbestimmung und die Pflege der eigenen kulturellen Tradition müssen nicht per se die Mission behindern; sie werden ihre Methoden tiefgreifend ändern, eröffnen ihr damit aber auch neue, vielleicht noch ungeahnte Möglichkeiten. Wenn ich richtig sehe, haben wir es bei der gegenwärtigen Missionskrise mit einem Sonderfall der umfassenden Krise zu tun, in welche die Kirche im Zuge der rapiden Entwicklung und Veränderung der Welt geraten ist.

Mir scheint, daß es da deutliche Parallelen zur Situation der Kirche nach der Zerstörung Jerusalems gibt. Der Missionsbefehl am Ende des Matthäusevangeliums, das ja erst nach dem Jahre siebenzig abgefaßt worden ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Übergang von der jüdenchristlichen zur heidenchristlichen Weltkirche ein schwieriger, konfliktreicher und langwieriger Prozeß war. Die Apostel Christi sind nach der Himmelfahrt des Herrn keineswegs sofort sternförmig in alle Himmelsrichtungen auseinandergeschwärmt, um „alle Völker zu Jüngern“ (Mt 28, 19) zu machen. Die Pfingstgemeinde in Jerusalem war eine **V e r s a m m l u n g v o n J u d e n** aus der Diaspora, nicht aber eine Völkerversammlung aus den Heiden. Wenn wir die Apostelgeschichte aufmerksam lesen, fällt uns auf, wie fest die Urgemeinde in den ersten Jahren an die jüdische Hauptstadt gebunden war. Petrus und Johannes gehen in den Tempel. Dort wird gebetet und gepredigt. Wenngleich die ersten Christen von Anfang an auch ihre eigenen Zusammenkünfte in ihren Häusern haben, so sind sie doch aufs engste mit dem Tempel, dem alttestamentlichen Gottesdienst und der religiösen jüdischen Lebensordnung verbunden. Erst die mit der Steinigung des Stephanus aufbrechende Verfolgung treibt die junge Kirche über Jerusalem hinaus. Aber auch jetzt noch bleiben die Apostel in Jerusalem. Diese erste Verfolgung scheint sich nur gegen einen Teil der Urgemeinde, gegen die hellenistischen Judenchristen, gerichtet zu haben. Die Versprengten zogen umher und verkündeten das Wort Gottes (Apg. 8, 4). Erst die aufsehenerregenden, von staunenswerten Zeichen begleiteten Bekehrungserfolge des hellenistischen Diakons Philippus veranlassen die Apostel, von Jerusalem nach Samaria zu gehen.

Weit schwieriger gestaltet sich der Übergang der Kirche zu den Heiden. Petrus kann nur durch eindrucksvolle Visionen dazu gebracht werden, das Haus des Cornelius zu betreten und zu erkennen, „daß Gott nicht auf das Äußere sieht, sondern ihm in jedem Volke wohlgefällig ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist“ (10, 34 ff.). Der Geist Gottes muß erst unter sichtbaren Zeichen auf die Versammelten fallen, die als Gottesfürchtige doch der jüdischen Religion schon sehr nahestanden, bevor Petrus begreift, daß diese frommen Leute, die offenen Herzens die Frohe Botschaft annehmen, getauft werden dürfen. Doch damit ist der Durchbruch der jungen Kirche noch nicht geschafft. Sogar die unübersehbaren Missionserfolge des Paulus bei den Heiden in Kleinasien bringen noch keinen Umschwung, sondern treiben die erste große innerkirchliche Krise auf ihren Höhepunkt! Das erste Konzil im Jahre neunundvierzig zu Jerusalem setzt sich mit der grundlegenden Frage auseinander, was aus dem überkommenen jüdischen alttestamentlichen Erbe unverzichtbar und unaufgebbar ist. Nach gründlichen Beratungen, in denen mit Leidenschaft von verschiedenen Positionen aus um den weiteren Weg der Kirche gerungen wird, fällt die Entscheidung, die man als theologischen Durchbruch von weitest-reichender Bedeutung ansehen muß: Die Gläubigen aus den anderen Völkern werden nicht auf die Beschneidung und die religiösen Vorschriften der mosaischen Tradition festgelegt. Der Weg zur Weltkirche ist frei.

Mit dem theologischen Durchbruch des Konzils von Jerusalem ist aber die pastorale Durchführung der neuen Einsichten noch nicht gesichert. Zwar entstehen, vor allem durch die Missionstätigkeit des Paulus, christliche Gemeinden über Kleinasien hinaus bis nach Griechenland und Rom. Doch zeigen die Apostelgeschichte und die Briefe des Neuen Testaments, besonders deutlich der Galaterbrief, wie gefährdet diese Neugründungen noch waren. Gefährdet nicht zuletzt durch die Spannungen mit dem judenchristlich geprägten Zentrum der Kirche in Jerusalem. Der mit dem ersten Konzil grundsätzlich aufgeschlossene geistige Lebens- und Begegnungsraum für eine Kirche aus allen Völkern und Kulturen wird noch nicht voll genutzt. Erst die Zerstörung Jerusalems im Jahre siebenzig zwingt die Kirche, ihr religiös-kulturelles Nest endgültig zu verlassen und ohne das reiche, aber auch belastende Gepäck der jüdischen Tradition einzig mit dem Evangelium Jesu Christi als ihrer ureigenen Überlieferung den Weg unter die Völker zu wagen ohne „volle Reisetaschen und doppelte Garnituren“ (vgl. Lk 9, 3).

Die Kirche ist sich einer analogen geschichtlichen Situation auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil bewußt geworden. Sie war und ist bis in die Gegenwart hinein von der europäischen westlichen Kultur geprägt. Zweifellos hat sie selber starke und unverzichtbare Elemente ihres eigenen apostolischen Erbes in die Symbiose „Christliches Abendland“ einge-

bracht. Nun leben wir aber in einer Zeit, in der sich der Mensch im westlich-europäischen Lebensraum weitgehend aus seinen kirchlichen Bindungen, ja auch von grundlegenden christlichen Glaubensüberzeugungen und Wertvorstellungen gelöst hat. Gleichzeitig treten außereuropäische Völker mit eigenen kulturellen Traditionen und Lebensgewohnheiten, mit eigener Kunst und Philosophie, mit unterschiedlichen sozialen Strukturen und religiösen Überlieferungen auf die Weltbühne, nicht mehr nur als Statisten, sondern zunehmend als Hauptakteure. In dieser Situation wäre nichts verfehlter, als die zwar großartige, aber eben doch nicht universale Form des westlichen Christentums für die einzig mögliche zu halten. Wie die junge Kirche den jüdischen Lebensraum überstieg, sich in die griechisch-römische Welt begab und später in den germanischen Lebensraum vorstieß — was ja nicht nur ein geographischer Prozeß war, sondern ein geistiges Abenteuer mit allen Risiken und Chancen einer Transplantation —, so muß die Kirche am Ausgang des 2. Jahrtausends aus dem vertrauten Raum der europäisch-abendländischen Kultur aufbrechen zu neuen Begegnungen und Verbindungen. Sie muß dabei die heilsgeschichtliche Sendung des Abendlandes erfüllen.

Sie hat mit richtungweisenden Reformen begonnen, den Schritt in das 3. Jahrtausend zu tun. Schwerpunkte der Neuorientierung, die nicht zuletzt auch für die Weltmission hochbedeutsam sind, sehe ich vor allem in der vorbehaltlosen Bereitschaft zum Dialog mit der mündig gewordenen Welt, in der ernstgemeinten Partnerschaft mit allen Menschen guten Willens, in der vollen Anerkennung auch der außereuropäischen Kulturen. Wenn man die Pastoralkonstitution über „Die Kirche in der Welt von heute“ und die „Erklärung über die Religionsfreiheit“ in ihrem Zusammenhang sieht, hat man den Eindruck, daß hier ein wagemutiges Programm formuliert worden ist, das, der Entwicklung unserer Welt angemessen, genau die Bedingungen beschreibt, unter denen das Evangelium auch in Zukunft wirksam verkündet werden kann.

Wie wenig es sich dabei um eine Relativierung der Heilsbotschaft Christi, um eine taktische Methodenänderung zur Aufrechterhaltung des bedrohten eigenen Besitzstandes, um eine stillschweigende Resignation in punkto Weltmission handelt, zeigen diese Dokumente deutlich auf. In beiden oft zitierten Einleitungssätzen der Pastoralkonstitution, die von der inneren Verbindung der Jünger Christi mit dem Schicksal der Welt von heute sprechen, folgt unmittelbar der Satz: „Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist“ (Art. 1). Und im ersten Artikel der „Erklärung über die Religionsfreiheit“ läßt die Kirchenversammlung keinen Zweifel an dem Wahrheitsanspruch der Kirche und an ihrem Auftrag, den von Gott in Christus eröffneten Weg

zur Erlösung und Vollendung unter allen Menschen zu verbreiten. Wie konsequent das Konzil diese Wesensaufgabe der Kirche auch für die Zukunft ins Auge faßt, zeigt das „Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche“. Ebenso wie es in allen übrigen Beschlüssen des Konzils um eine aktive Verwirklichung des christlichen Lebens in allen Gliedern des Gottesvolkes geht — denken wir nur an die *actuosa participatio* aller Gläubigen bei der Feier der Liturgie, an die Betonung der gemeinsamen Berufung aller Christen zur Heiligkeit, zum Dienst an der Welt, zur Verwirklichung der Oekumene —, so auch hier. Aus der missionarischen Wesenseigenschaft der Kirche wird folgerichtig auf die missionarische Mitverantwortung aller Glieder des Volkes Gottes geschlossen und insbesondere auch die Missionsaufgabe der Ortskirchen angesprochen: „Da das Volk Gottes in Gemeinschaften lebt, besonders in der Diözesan- und Pfarrgemeinschaft, und in ihnen gewissermaßen seine Sichtbarkeit erfährt, fällt es auch diesen zu, Christus vor den Völkern zu bezeugen“ (Art. 37).

Der Auftrag des Konzils ist eindeutig. Was können wir tun, um ihm in zeitgemäßer, realistischer und verantwortungsbewußter Weise zu entsprechen? Ich möchte meine Überlegungen dazu in Form von drei Thesen vortragen und diese ein wenig erläutern.

1. Wir müssen den inneren Zusammenhang von Entwicklungshilfe und Weltmission beachten.
2. Wir müssen von Patenschaften zu Partnerschaften kommen.
3. Wir müssen auch im eigenen Lande wieder missionarisch werden.

1. Entwicklungshilfe und Weltmission

Ich würde wohl „Eulen nach Athen tragen“, wollte ich in dieser Versammlung lang und breit darlegen, daß Weltmission als Glaubensverkündigung ohne Zeugniskraft und mithin ohne Wirkung bleibt, wenn sie nicht begleitet ist von einer absichtslosen Hilfeleistung beim Aufbau eines menschenwürdigen Lebens bei den Empfängern der Frohen Botschaft. Hans Urs von Balthasar drückt diesen Zusammenhang mit dem Titel seiner kleinen Schrift „Glaubhaft ist nur die Liebe“ gültig aus. Für einen solchen praktischen Einsatz, der vom Evangelium selber inspiriert ist, und von daher auch eine beständige Kraftzufuhr erfährt, besteht heute in der ganzen Kirche große Aufgeschlossenheit. Das beweisen nicht nur die Werke MISEREOR und ADVENIAT, sondern auch die Ansprechbarkeit und Einsatzbereitschaft zahlreicher junger Menschen für Entwicklungshilfe.

Anders sieht es mit dem Zusammenhang von Entwicklungshilfe und Weltmission in der anderen Richtung aus. Hier besteht weithin eine Bewußtseinslücke. Viele sehen nicht, daß Entwicklungshilfe, will sie wirklich den ganzen Menschen zu seiner vollen Bestimmung hin entwickeln helfen, nach Ergänzung und Vollendung durch die Mission ruft. Hier fehlt es zur

Zeit an christlichem Selbstbewußtsein (das absolut nichts mit Stolz zu tun hat) und am Sendungsbewußtsein. Aus der richtigen Einsicht, daß Gott viele Wege weiß, seinen allgemeinen Heilswillen zu verwirklichen, ziehen nicht wenige den falschen Schluß, es müsse das Anliegen der Missionare sein, aus Buddhisten, Moslems und Hindus bessere Buddhisten, Moslems und Hindus zu machen. Abgesehen davon, daß das eine größere Anmaßung ist, als das eigene Evangelium anzubieten, verkennt eine solche Einstellung m. E. die reale Situation der Adressaten. Wir haben es in der Weltmission ja nicht nur und nicht einmal vorwiegend mit den genannten Hochreligionen zu tun, sondern weithin mit religiösen Vorstellungen, die im unvermeidlichen Zusammenprall mit der technischen Zivilisation zerbrechen und ein geistiges Vakuum hinterlassen, in das der missionarische Marxismus oder eine andere politische Heilslehre einströmt. Die Entwicklung in weiten Teilen Afrikas und Asiens und in Südamerika zeigt das überdeutlich. Selbst was die genannten Hochreligionen betrifft, so ist es noch eine offene Frage, wie sie die Herausforderung der technisch-wirtschaftlichen Zivilisation bestehen. Auch ist noch keineswegs ausgemacht, ob sie aus dem Fegfeuer der wissenschaftlichen Aufklärung ebenso geläutert und gefestigt hervorgehen werden wie die christliche Theologie und Religion, oder ob sie darin verbrennen. Ferner haben wir es bei den Adressaten der Weltmission in Zukunft zunehmend mit Menschen und Völkern zu tun, für die Japan und Teilbereiche Skandinaviens typisch sein mögen: Technisch, wirtschaftlich, wissenschaftlich und politisch hochentwickelte Gebiete — auf längere Sicht wird der ganze Ostblock dazugehören —, in denen die Menschen nach Absättigung der materiellen Bedürfnisse in einer ganz neuen Tiefe und Radikalität vor die Sinnfrage des Lebens gestellt werden. Die hohen Selbstmordquoten in diesen Ländern sind ein bezeichnendes Symptom für den unerträglichen Sinnverlust, der gerade nach der Befreiung von äußerer Daseinsnot hell bewußt wird. Schon wird auch bei den Elitegruppen der Wissenschaftler, Künstler und Anthropologen im Ostblock mehr und mehr erkannt, daß der Marxismus keine Antwort hat, die das elementare Sinnbedürfnis des Menschen erfüllen könnte. Es wäre also mehr als eine Tragik, es wäre Schuld und Unglauben, wollten wir angesichts dieser Situation das Licht des Evangeliums unter den Scheffel stellen und den Menschen das Kostbarste vorenthalten, das wir haben, und das sie wirklich frei und glücklich machen kann.

2. Partnerschaft statt Patenschaft

Johannes XXIII. hat in seiner Enzyklika „Mater et Magistra“ eindringlich eine neue Solidarität unter den Völkern gefordert. Entwicklungshilfe sei keine großmütige Geste der Reichen gegenüber den armen Nationen, sondern eine Pflicht wie unter den Mitgliedern einer und derselben Familie. Papst Paul VI. hat diese Pflicht verschiedentlich durch Vorschläge an die

Großmächte und Industrienationen konkretisiert, etwa durch eine Forderung nach einer Kürzung der Militärhaushalte zugunsten der Fonds für Entwicklungshilfe. Beide Päpste warnten auch davor, durch die Entwicklungshilfe neue Abhängigkeiten zu schaffen. Es geht nicht um gönnerhafte Patenschaft, sondern um gleichberechtigte Partnerschaft. Es ist der Respekt vor der eigenen Würde der Völker in der Dritten Welt, der sich auch in dem Wunsch des Konzils ausspricht, sie möchten ihre eigenen Hilfsquellen ausbauen und sich auf ihre eigenen Fähigkeiten und Traditionen stützen: „Den Völkern der Entwicklungsländer muß sehr daran gelegen sein, als Ziel des Fortschritts ausdrücklich und entschieden die volle menschliche Entfaltung ihrer Bürger zu erstreben. Sie sollen daran denken, daß der Fortschritt vor allem aus der Arbeit und den Fähigkeiten der Völker selbst entspringt und sich steigert und sich nicht allein auf fremde Hilfe, sondern vor allem auf die volle Erschließung der eigenen Hilfsquellen und ihren Ausbau entsprechend den eigenen Fähigkeiten und Traditionen stützen muß“ (Art. 86 der Pastoral konst.). Diesem Appell an die Entwicklungsländer entspricht die Mahnung an die Industrienationen: Sie ist eine schwere Verpflichtung der hochentwickelten Länder, den aufstrebenden Völkern bei der Erfüllung der genannten Aufgaben zu helfen. Darum sollen sie bei sich selbst die geistigen und materiellen Anpassungen durchführen, die zur Organisation dieser weltweiten Zusammenarbeit erforderlich sind (a.a.O.). Ich rufe mit diesen Erinnerungen nur Selbstverständliches ins Bewußtsein, möchte daraus aber eine Konsequenz ziehen, die uns leider noch nicht ebenso selbstverständlich ist; ich meine diese: Die Kirche kann nicht ernsthaft und glaubwürdig solche Forderungen an die Welt richten, wenn sie in ihrem ureigenen Bereich, im Bereich der religiösen Entwicklungshilfe — und nichts anderes ist doch die Weltmission als Glaubensverkündigung und Vermittlung des göttlichen Lebens — nicht beispielhaft vorausgeht. Nur wenn die Diözesen, Gemeinden und die einzelne Christen der Weltkirche selber ein Modell universaler Brüderlichkeit und partnerschaftlicher Entwicklungshilfe darstellen, kann die Kirche etwas Vergleichbares von den Staaten verlangen auf den Gebieten der wirtschaftlichen Entwicklungshilfe und der politischen und kulturellen Partnerschaft. Ich könnte mir z. B. denken, daß jedes deutsche Bistum je ein asiatisches, afrikanisches, lateinamerikanisches und indonesisches Bistum annähme; nicht als Patenschaftsbistum, sondern als Partnerschaftsbistum. Denn Patenschaft hilft dem anderen nicht viel. Patenschaft läßt den anderen in der Unmündigkeit, Partnerschaft aber besagt, daß wir von den anderen Bistümern nicht minder etwas erwarten.

Es ist ja beileibe nicht so, daß etwa nur wir Entwicklungshelfer und Missionare aussenden. Sind nicht umgekehrt bereits Hunderte, ja Tausende junger Männer und Frauen aus Korea, von den Philippinen, Indonesien

und anderen außereuropäischen Völkern in unserem Lande hilfreich tätig, z. B. in Krankenhäusern und Pflegeheimen? Wir könnten für den Zusammenhalt in unseren Familien, Gruppen und Gemeinschaften vieles lernen von dem hochentwickelten sozialen Sinn und Teamgeist der Japaner. Indische Traditionen und Methoden der Meditation könnten unsere christliche Spiritualität beleben. Wenn heute in der Bundesrepublik etwa 700.000 Menschen nach östlichen Methoden meditieren und gute Erfahrungen damit machen, sollte uns das aufhorchen lassen. Würden sich nicht auch manche vom Rationalismus und Skeptizismus bedrohten Gemeinden Europas erbauen an der Glaubenskraft und Glaubensfreudigkeit vieler junger afrikanischer Gemeinden? In einer solchen Partnerschaft von Bistum zu Bistum, die in enger Zusammenarbeit mit den Werken MISEREOR und ADVENIAT bzw. der Deutschen Missionszentrale in Aachen realisiert werden müßte, könnte jede Pfarrei auch ihre Partnerpfarrei haben, jede Schule eine Partnerschule, jeder Verein, jeder Verband, jede Gruppe jeweils eine entsprechende Vereinigung in dem anderen Land, und jeder Priester einen Mitbruder drüben, für den er ganz persönlich mitsorgt. Hierbei geht es nötigenfalls zwar auch um materielle Hilfeleistungen, vor allem aber um die Solidarität in Glauben, Hoffnung und Liebe. Diese weltweite Form christlicher Brüderlichkeit sollten wir mit modernen Mitteln heute realisieren. Dazu treibt mich nicht zuletzt der Gedanke, daß wir jetzt schon durch Briefe innerhalb von wenigen Tagen den letzten Winkel der Erde erreichen können, durch Telefon in wenigen Minuten, spätestens in wenigen Stunden; und es wird nicht lange dauern, dann werden die neuen Nachrichtenmöglichkeiten uns mit sehr billigen Mitteln in die Lage versetzen, jeden Tag Kontakt mit dem fernsten Winkel der Erde aufzunehmen bis hin zu Fernsehübertragungen. Wenn wir Christen uns nicht heute schon darauf einstellen, dann wird man in einigen Jahrzehnten wiederum sagen: Wie konnten die damals nur so schlafen!

Was ließe sich mit etwas gutem Willen und Phantasie nicht an fruchtbaren Kontakten zu katholischen Christen aus überseeischen Diözesen und Gemeinden herstellen, wenn die immer zahlreicher werdenden Studenten, Gastarbeiter und Besucher aus jenen Ländern Aufnahme in unseren Familien, Gruppen, Gemeinschaften finden würden! Und wie sehr könnte der anschwellende Strom des deutschen Tourismus, der sich zunehmend auch nach Afrika, Asien und Lateinamerika wendet, den dortigen Gemeinden von Nutzen sein. Nicht nur finanziell und wirtschaftlich, sondern durch menschliche und christliche Kontakte. Die urchristliche Tugend der Gastfreundschaft würde zu neuer Blüte gelangen, in Gottesdiensten der Gastgemeinden die wahre Katholizität der Kirche erlebt, der gemeinsame Glaube durch das wechselseitige Zeugnis bestärkt, die Anziehungskraft der Kirche auch für die Außenstehenden erhöht und damit auch der Mission im eigentlichen Sinne neue Impulse zugeführt.

3. Mission im eigenen Lande

Das ist ein großes und schwieriges Thema für sich. Im Zusammenhang unserer Überlegungen über die missionarische Verantwortung der Ortskirchen kommt es mir vor allem auf den folgenden Gesichtspunkt an. Unser missionarisches Engagement bei anderen Völkern kann nicht echt und dauerhaft sein, wenn wir den oft nur noch nominell christlichen, nicht selten aber völlig säkularisierten Nachbarn, Kollegen, Bekannten, ja Verwandten übersehen. Das ist kein Widerspruch zu der Feststellung des Missionsdekretes, nach dem „die Gnade der Erneuerung in den Gemeinden nicht wachsen (kann), wenn nicht eine jede den Raum ihrer Liebe bis zu den Grenzen der Erde hin ausweitet und eine ähnliche Sorge für jene trägt, die in der Ferne leben, wie für jene, die ihre eigentlichen Mitglieder sind“ (VI/47). Es ist vielmehr die notwendige Ergänzung dieser richtigen Feststellung, sozusagen die „Kehrseite der Medaille“. Solange uns nicht zumindest der Wunsch beseelt, der Mitarbeiter in der Fabrik, die Kollegin im Büro, der Hausbewohner, dem ich auf der Treppe „Guten Morgen“ sage, die Geschwister, die den Glauben verloren haben, möchten das Evangelium neuentdecken und das Leben in Fülle haben, so lange richten wir in den auswärtigen Missionen auch nicht viel aus. Es ist ja doch nicht so, als ob die meisten unserer ungläubigen Landsleute aus einer bewußten Entscheidung gegen Christus lebten und daher unansprechbar seien; und es ist auch nicht so, daß die Menschen in den Entwicklungs- und Missionsländern nur auf das Evangelium warteten, um in Scharen Christen zu werden. Die Missionssituation des nächsten Jahrtausends wird vermutlich in der ganzen Welt eher der heutigen Lage in Skandinavien, Japan und in unserer deutschen Diaspora entsprechen. Das aber würde bedeuten, daß hier und heute bei uns unter den Bedingungen der modernen säkularisierten Welt neue Modelle von christlicher Mission entwickelt werden müssen, die zunehmend auch den Stil der Weltmission prägen werden. Damit nehme ich nichts von dem in der zweiten These Gesagten zurück, sondern verweise nur auf eine Wechselbeziehung zwischen der inländischen und ausländischen Mission, die nach einer Zwei-fronten-Strategie ruft. Ohne diese Ergänzung würden unsere missionarischen Bemühungen in anderen Kontinenten leicht in den Verdacht geraten, eine Flucht vor der Herausforderung im eigenen Lande zu sein, vergleichbar mit der Fernstenliebe, die man der Nächstenliebe vorzöge, die aber nur glaubwürdig ist im Verein mit der Nächstenliebe.

Es lohnt sich also — so scheint mir — über die missionarische Verantwortung der Ortskirche von neuem nachzudenken. Jedes Bistum ist Glied einer Weltkirche. Was nach der Zerstörung Jerusalems geschah, geschieht heute im Weltmaßstab: Die Kirche muß den Universalismus des 3. Jahrtausends antizipieren, sonst hat sie ihre Chance vertan. Das ist mit einer Fülle von Teilaufgaben und Realisierungsmöglichkeiten ver-

bunden. Aufgrund der Vorüberlegungen zu diesem Referat hat Prälat Wissing von seinen Mitarbeitern „Leitlinien für die missionarischen Aufgaben der Pfarrgemeinden“ *) aufstellen lassen, die ich Ihnen mit dem Text meines Referates vorlege, ohne sie im einzelnen hier vorzutragen. Sie zeigen, wo wir heute und morgen bereits mit unserer alltäglichen Arbeit ansetzen können.

Unter den weltweiten Problemen möchte ich zwei Aufgaben besonders hervorheben:

- a) die Sicherung eines menschenwürdigen Lebensunterhaltes für alle unsere Missionskräfte einschl. der Vorsorge für das Alter, und
- b) die bessere Kooperation und Integration der Bistümer und der Orden für die missionarische Arbeit hüben und drüben.

Was die Sicherung eines menschenwürdigen Lebensunterhalts für die Priester und ihre Mitarbeiter in der Dritten Welt angeht, so müssen wir uns schämen, daß die ersten Überlegungen zu einer solchen institutionalisierten weltweiten Solidarität eben erst begonnen haben. So rasch wie möglich sollten wir jene Hilfe leisten, die die jungen Kirchen zur Selbsthilfe befähigt.

Was die Orden angeht, so sollten alle Überlegungen nicht darauf hinauslaufen, die besondere Funktion der Orden für die Weltmission zu verkürzen oder zu beschränken; im Gegenteil: sie sollen ausgeweitet und ihre Erfüllung erleichtert werden. Es geht aber wohl darum, die Orden aus ihrer Isolierung angesichts der missionarischen Aufgaben herauszuführen. Zwar ist kein Bistum so reich, daß es die missionierenden Orden angesichts der Armut in aller Welt aus der Bettelsituation herausführen könnte. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn sich beide — Bistümer und Orden — ihrer Bettlersituation angesichts der weltweiten Aufgaben bewußt bleiben.

Eine solche Kooperation und Integration wird die Bistümer und die Orden, wird schließlich die ganze Weltkirche zwingen, in diesen weltweiten Aufgaben bei aller Anerkennung der notwendigen Spontaneität und bei aller Inanspruchnahme der kreativen Kräfte in den einzelnen Kommunitäten eine großzügigere und zielstrebigere Planungsarbeit zu leisten.

Ein Bistum von heute muß in einer so missionarischen Situation der Kirche durch und durch missionarisch geprägt sein. Eine Ortskirche muß zugleich Weltkirche sein. Ich bin überzeugt, daß eine solche Entwicklung gerade die jungen Menschen innerlich in Anspruch nehmen und von neuem engagieren wird. Wo gibt es denn sonst eine Gemeinschaft, eine Institution, die solches könnte? Wenn die ganze Welt auf eine größere Einheit in der Technologie, in der Wirtschaft, im sozialen Leben, in der Politik

*) Siehe unten S. 13 ff.

zustrebt, dann muß die Kirche mit der Botschaft Christi all diesem Streben die Seele einhauchen. Sie muß jene Bruderschaft unter den Völkern vorleben, die erst ein friedliches Miteinander in der Völkergemeinschaft von morgen möglich macht. Die Kirche von heute muß in ihrem Schoß die geistige Welt des 3. Jahrtausends antizipieren.

Das alles ist zwar leichter gesagt als getan. Aber ist das denn eine Utopie angesichts der abendländischen Geschichte? Gewiß hat die Kirche in ihr viele Fehler begangen. Ihre Glieder haben in Tausend und Abertausend Fällen versagt. Aber warum sollten wir — aus diesen Fehlern lernend — nicht größeres für jene Epoche der Kirchengeschichte erwarten, in der die Kirche endgültig die europäischen Horizonte überschreitet und eine neue, noch größere, risikoreichere Epoche der Menschheit mit ihrem Dienst zu begleiten und zu prägen sucht.

Im vorigen Jahre habe ich an etwa 1.500 Missionare und Missionsschwestern, Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfer aus dem Bistum Münster einen Brief geschrieben und darin einiges von den hier vorgelegten Gedanken zum Ausdruck gebracht. Ich habe „stapelweise“ Dankesbriefe bekommen. Unter ihnen waren nur drei oder vier, die eine konkrete finanzielle Bitte äußerten. In allen aber kam die Freude darüber zum Ausdruck, daß ich versichert hatte, das Heimatbistum wolle sich bemühen, missionarisch zu bleiben. Mir scheint, daß hier die tiefste Not vieler Missionarinnen und Missionare zum Ausdruck kam: sie könnten mit all ihrer Sorge alleingelassen auf verlorenem Posten bleiben. Je rascher wir daher zu einer solchen Kooperation und Integration der missionierenden Orden mit den Ortskirchen kommen, um so größer wird die Freude derer sein, die oft unter schwierigsten Verhältnissen neue Ortskirchen zu gründen versuchen. Um so selbstverständlicher werden dann auch jahraus — jahrein junge Menschen an ihre Seite und später einmal an ihre Stelle treten.

Eine jede Ortskirche ist also Weltkirche, d. h. sie muß Missionskirche sein.